

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dora errötete, wohl über den Lobspruch und nichte zustimmend, als Graf Kinter sagte:

„Die Begleitung war aber auch ebenso biskeet wie geschickt. Warten Sie nur, mein werter Herr, Sie werden im Musikverein gewaltig mit Ihrer Begleitkunst hergenommen werden. Sie werden wahrscheinlich sogar morgen noch anderweitig ausbessern müssen.“

„Dazu werde ich mich schwer ohne Probe entschließen“, meinte Werner.

„Ach, es handelt sich ja nur um Kleinigkeiten, um einfache Lieder von Schubert. Die Hauptsache ist die große Arie, mit der morgen das gnädige Fräulein den Vogel abschießen wird. Mir ist um den Erfolg jetzt gar nicht mehr bange. Mich entschuldigen die Herrschaften, ich muß nach meinem Bureau. Ich habe hier auch nichts mehr zu besorgen.“

Graf Kinter empfahl sich sehr eilig, und Werner blieb mit den Damen allein.

„Wann befehlen Sie die nächste Uebung?“ fragte er ganz dienstlich Dora.

„Die Arie ist sehr anstrengend“, erklärte Dora, „ich möchte indes noch einmal proben. Es ist mir sehr peinlich, Ihre Zeit derart in Anspruch zu nehmen.“

„Bitte, bestimmen Sie nur, ich stehe jederzeit zur Verfügung. So viel ist augenblicklich nicht auf dem Werk zu tun, daß ich nicht ein paar Stunden erübrigen könnte. Wenn es Ihnen recht ist, gnädiges Fräulein, proben wir heute abend noch einmal und dann morgen vormittag, noch besser aber in den frühen Morgenstunden. Sie haben dann Zeit, um Ihre Stimme bis zum Abend auszuruhen, und die beiden Proben werden das Zusammenspiel sehr fördern. Sie bedürfen keiner Probe mehr, soweit es sich um die Gesangspartie handelt, denn die beherrschen Sie vollständig in korrektester Weise. Es handelt sich eben nur noch um das Ueben der gemeinsamen Einsätze und der Uebergänge. Wann befehlen Sie heute abend?“

Auf Doras Stirn erschien ein leichter Schatten, ihre Brauen zogen sich etwas ärgerlich zusammen. Werner war doch gar zu dienstlich, und zwar bei einer Gelegenheit, wo es sich nicht um den Dienst handelte.

„Sie sind sehr freundlich, Herr Bergrat“, entgegnete sie, sich zur Liebenswürdigkeit zwingend; „wenn Sie schon die große Güte haben wollen, noch zweimal mit mir zu proben, so würde ich bitten, heute abend um acht und morgen früh vielleicht um acht. Ich weiß, daß Sie sehr zeitig aufstehen.“

Werner erhob sich und wiederholte:

„Heute abend um acht und morgen um acht.“

Dann wandte er sich zum Gehen, und Frau Schottelius sagte etwas erstaunt: „Sie trinken doch wenigstens eine Tasse Kaffee mit uns?“

Aber Werner erklärte: „Ich muß nach dem Bureau, ich habe eine Berechnung fertig zu machen, und möchte bitten, mich zu entschuldigen.“

Dora klingelte und befahl, das Automobil für Werner bereitzuhalten.

Fünf Minuten später fuhr er ab.

Frau Schottelius schien ärgerlich.

„Er hat es ja fürchterlich eilig. Will er damit Dienst-eifer zeigen? Ich weiß nicht, er ist so kurz und gemessen, als erwiese er Dir eine Gnade.“

„Nicht doch, Tante“, antwortete Dora etwas ärgerlich; „ich verstehe ihn sehr wohl. Er will eine scharfe Grenze zwischen allen privaten und dienstlichen Dingen uns gegenüber ziehen. Er will es mich nicht fühlen lassen, daß er mir irgendeinen Gefallen erweist, sondern stellt sich ganz und gar auf den Standpunkt einer gewissen Pflichterfüllung. Wenn er anders wäre, würde er weder dir noch mir recht sein.“

Tante Schottelius war es gewöhnt, das letzte Wort zu haben, und in der Regel war dieses letzte Wort eine kleine Bosheit. Deshalb sagte sie auch ruhig und doch, wie sie mußte, Dora damit treffend:

„Du findest alles richtig, was der Mann macht.“

Dann verließ Frau Schottelius, als ob nichts vorgefallen wäre, das Zimmer.

4. Kapitel.

Hin und her, aber immer nach gleicher Richtung, gehen die Teile einer Maschine, eines mechanischen Werkes, denen der Menschengestalt die Bahn vorgeschrieben hat. Aber einzelne Teile dieses Menschenwerkes werden gezwungen, einen andern Weg zu gehen, anders zu laufen als die Hauptteile. Durch Hebel und Verbindungsstücke, die mit ihren Enden oder Stiften in Schlitzen oder Nuten laufen, wird ein Teil der Maschine veranlaßt, in anderem Tempo oder nach anderer Richtung zu gehen. Dieser Teil ist „zwangsläufig“, wie der Techniker sagt; er läuft einem Zwange folgend und nicht nach dem Gesetz wie die anderen Teile der Maschine.

Dora hatte sich, soweit es ihr möglich war, durch populäre und leichter verständliche Werke auch mit dem Maschinenwesen vertraut zu machen gesucht. Sie kannte den Ausdruck „zwangsläufig“ genau, und wußte, was er bedeutet.

Ja, es gab in ihrem Innern, in ihrem Fühlen und Denken auch etwas Zwangsläufiges. Ihre Gedanken gingen in gewissen Augenblicken einen absonderlichen Weg, selbst wenn sie es nicht wollte. Tante Schottelius hatte es gesagt:

„Du findest alles richtig, was der Mann macht!“

Geheimrat Kersten behauptete immer, Tante Schottelius sei eine Schwäherin, die nicht weiter sehen könne als ihre Nasenspitze reiche. Aber er kannte diese Frau nicht genügend; sie war auch bössartig und intrigant. Sie hatte Zeit ihres Lebens in kleinen Verhältnissen zugebracht und war bei

Witwe eines Steuerkontrolleurs. Sie war herrschsüchtig und hatte nie Gelegenheit gehabt, diese Neigung zu betätigen. Da wurde sie plötzlich als Gardedame zu Dora Buchwald berufen und kam in Verhältnisse, wie sie sich früher gar nicht hatte träumen lassen. Dora Buchwald war wirklich etwas wie eine kleine Königin, und wenn man sie so nannte, so beging man keine Übertreibung. Viele tausend Arbeiter, viele hundert Beamte waren ihr untergeben; Hunderte von Geschäftskleuten und Industriellen anderer Art verdienten an ihr Geld und richteten sich nach ihr. Aber auch die Fernstehenden beugten sich vor dem vielen Gelde. Das Vermögen steckte ja vor allem in den Werken, aber es betrug doch mehr als zwanzig Millionen. Selbst auf die Kreisverwaltung hatte dieses Vermögen, hatten die Werke, hatte die Besitzer indirekt Einfluß. Dora und ihre Werke stellten einen Faktor dar, mit dem selbst die Behörden sorgfältig in gewissen Augenblicken rechnen mußten. Und nun war Frau Schottelius gewissermaßen die „Königin-Mutter“. Auch vor ihr beugte sich alle Welt, und das gefiel der eifren und herrschsüchtigen Frau. Die kleinen Sorgen des Lebens waren von ihr abgefallen. Sie brauchte nicht mehr mit ihrer kleinen Pension zu rechnen.

Das alles hörte mit einem Schlage auf, wenn Dora heiratete. Dann brauchte sie keine Gardedame mehr, dann verschwand Frau Schottelius gewissermaßen wieder in der Versenkung. Sie zog sich in ihr mitteldeutsches Heimatstädtchen zurück, und wenn ihr Dora auch gewiß eine anständige Rente aussetzte, so hielt das zukünftige Leben doch gar keinen Vergleich mit dem jetzigen aus. Imponieren konnte die Frau Steuerkontrolleur dann niemand in dem kleinen Orte, wenn sie auch viel Geld hatte, und die einzige Herrschaft, die sie ausüben konnte, erstreckte sich vielleicht auf ihr Dienstmädchen.

Frau Schottelius hatte also alle Veranlassung, zu verhindern, daß Dora Buchwald heiratete, oder mußte zum mindesten versuchen, diese Heirat möglichst weit hinauszuschieben. Bisher hatte sie irgendwelche Furcht wegen einer Verheiratung Doras nicht gehabt. Die erste gefährliche Person, die für sie erschien, war Werner Spalding. Er war der erste Mann, für den Dora sich lebhaft interessiert hatte; sie hatte ja sogar versucht, ihn aus dem Gedächtnis zu zeichnen. Sie hatte ihn in heldenhafter Pose gesehen, die selbst der Tante imponierte, und Frau Schottelius wußte, daß schon der flüchtige Eindruck, den Werner vor einem Jahre auf Dora gemacht hatte, bei dieser sehr nachhaltig gewesen war. Dadurch, daß Dora sich damit einverstanden erklärte, Spalding zu engagieren, bewies sie, welches Interesse noch immer bei ihr vorhanden war. Wenn sich Frau Schottelius daher nicht zur Wehr setzte, war sie innerhalb weniger Monate abgetafelt und lehrte in ihre kleine Heimatstadt zurück, Dora heiratete. Es lag also in ihrem Interesse, diese Heirat womöglich zu verhindern.

Aber es kam doch noch etwas anderes dazu, was Frau Schottelius gegen die eigene Nichte gehässig machte. Frau Schottelius hatte einen einzigen Sohn, einen harmlosen, gutmütigen Landpastor, und selbstverständlich hatte sie daran gedacht, wie praktisch und hübsch es wäre, wenn Dora diesen Landpastor, ihren Vetter, heiraten würde. Dann blieb das große Vermögen in der Familie, und wenn der Sohn der Frau Schottelius auch die Buchwald'schen Werke nicht leiten konnte, so war ihm doch das Vermögen zu gönnen, wenn die Buchwald'sche Hinterlassenschaft in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Tante Schottelius hatte Dora auch vorsichtige Andeutungen betreffs einer Heirat mit dem Sohne gemacht. Aber schon diese Andeutungen genügten, um Dora in Harnisch zu bringen. Sie machte der Tante eine Szene, die erste unangenehme, die Frau Schottelius mit ihr hatte, und erklärte ihr kategorisch, wenn sie noch einmal von diesem törichtem Heiratsprojekt rede, müsse sie sofort das Haus verlassen. Das wollte natürlich Frau Schottelius nicht, denn die Vorteile, die das Bleiben für sie und auch indirekt für den Sohn brachte, waren zu groß. Aber sie war erbittert gegen Dora und deren Hochmut. War denn ihr Sohn nicht gut genug, war er nicht ein angesehenener, akademisch gebildeter Mann? Was war denn der Vater Doras gewesen? Ein halbgebildeter Techniker, der unter Benützung der günstigen Umstände und der gewaltigen Entwicklung der Industrie das Diefenvermögen geschaffen hatte. Auf wen wartete Dora denn? Auf einen Prinzen?

Vielleicht hatte Tante Schottelius auch noch die Hoffnung, daß Dora doch noch einmal, nur um unter die Haube zu kommen, ihren Sohn nehmen würde, wenn alle anderen

Heiratsprojekte in die Brüche gingen, und daß das geschah, dafür wollte Frau Schottelius sorgen. Sie hatte alle Freier, nicht nur, weil sie durch diese um die Stellung kam, sondern sie sah gewissermaßen in jedem Manne, der sich Dora näherte, einen Räuber, der ihren Sohn um das Vermögen Doras bestahl.

Welch eine Gegnerin und Intrigantin Dora beständig um sich hatte, ahnte sie nicht. Sie kannte wohl die unangenehmen Charaktereigenschaften der absonderlichen Frau, die ihre Tante war. Aber sie mußte diese Absonderlichkeiten ertragen, sie brauchte die Tante, und nur wenn sie heiratete, erhielt sie die Selbstständigkeit, die sie jetzt so sehr vermied. Solange die Eltern und die Brüder lebten, hatte Dora eigentlich nie ans Heiraten gedacht. Als junges Mädchen schwärmte sie für die Kunst. Ihre Mutter hatte ihr zuliebe fast zwei Jahre in Leipzig verbracht, als Dora dort Gesang studierte. In Leipzig war es natürlich auch amüsanter, als auf dem vereinsamten Schlosse im Industriebezirk, wo es fast gar nichts von all den Dingen gab, die eine Frau interessieren.

Dann kam aber das Unglück über das Haus Buchwald. Erst starb die Mutter, kurze Zeit darauf der Vater. Dora und ihre beiden Brüder erörterten dann ganz ernsthaft und geschäftsmäßig die Frage der Verheiratung. Die beiden Brüder wollten vom Heiraten nichts wissen. Sie hatten ihre Schwester lieb, wenn auch in ihrer Weise, und wollten mit ihr zusammenleben.

„Du bist für uns wie Mutter und Fran,“ sagten sie zu Dora, „du sorgst für uns in allen hauswirtschaftlichen Beziehungen, wie dies nur eine Fran kann. Weshalb wollen wir es besser haben? Wir wissen nicht, was wir eintauschen. Wir müssen die Werke herausbringen, und haben mindestens zehn, fünfzehn Jahre hart zu arbeiten, bis die Werke auf der Höhe sind, die wir erreichen wollen. Dann können wir vielleicht an eine Heirat denken.“

Da die Brüder um Doras willen nicht heiraten wollten, konnte Dora auch nicht daran denken, sie zu verlassen. Der letzte Rest von Familiensinn und Familienzusammenhang wäre auch geschwunden, wenn sie geheiratet hätte und fortgegangen wäre. Die Brüder sorgten auch dafür, daß sich niemand mit Heiratsabsichten Dora nähern konnte. Sie wachten mit großer Sorgfalt über sie, und wenn ein Mann nur im entferntesten Miene machte, sich um Doras Hand zu bewerben, dann nahmen das die Brüder übel, dann scheuchten sie den Mann fort, selbst durch brüsktes Verhalten, und Dora wartete sie:

„Der will dein Geld und nichts anderes, das ist ein Mitgiftjäger!“

Nur einem ihrer Freunde gestatteten sie den beständigen Verkehr im Hause: das war Graf Klinger. Der Krüppel schien ihnen ungefährlich, und sie wußten, daß Dora für ihn nichts empfand.

Die Brüder Doras fanden einen plötzlichen, unerwarteten Tod. Nachdem das erste Jahr der schwersten Trauer vorüber war, mußte Dora kühl und geschäftsmäßig die Frage erwägen, ob sie mit Hilfe des Geheimrats Kersten die Werke weiter leiten, oder ob sie sich von allem zurückziehen sollte. Sie hatte in der Tat an die Gründung einer Aktiengesellschaft gedacht; denn daß der richtige Mann, den sie liebte, und der ihr aus selbstloser Neigung nahe, der Mann, der auch gleichzeitig befähigt war, die Leitung der ausgedehnten Werke zu übernehmen, jemals erscheinen würde, das glaubte sie nicht. Vielleicht erhoffte sie es; aber die Erfüllung dieser Hoffnung schien wenig wahrscheinlich. Sie wußte, daß das Geld, das große, riesige Vermögen, das sie besaß, insofern verhängnisvoll für sie wurde, als sie nicht an die Aufrichtigkeit der Neigung eines Mannes glauben konnte.

„Er will dein Geld, er will sich hier in das warme Nest setzen,“ das war der erste Gedanke, der immer wieder bei ihr auftauchte, wenn sich ihr ein Mann näherte. In solchen Augenblicken hörte sie ihre Brüder wieder reden, und sie wußte es: das Mißtrauen, das die Brüder in sie gelegt hatten, würde sie nie verlassen.

Es gab auch in Saarkircheln und Umgegend keinen Mann, der nach Stellung und Qualitäten sich zum Gatten für Dora geeignet hätte. Auf Reisen hatte man nur flüchtige Bekanntschaften gemacht, zumal als Dora mit Tante Schottelius allein reiste und verpflichtet war, zurückgezogen zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nachtmensch.

Von Max Kreyer.

Otto Butterteich, einziger hinterbliebener Sohn des verstorbenen Konservensfabrikanten August Butterteich, hatte täglich vierzig Mark zu verzehren, rein zu verzehren, denn für Wohnung, Kleidung usw. sorgte die ihrer Gesundheit wegen stets im Süden weilende Witwe seines Erzeugers noch, weil sie sich das teure Leben dieses Prachtlers noch lange erhalten wollte. Dafür sorgte überdies Otto schon von selbst, indem er es so einzurichten wußte, daß von den vierzig Mark kein Pfennig übrig blieb. Das war Ehrensache. Otto Butterteich war nämlich ein Nachtmensch, wozu ihn schon, wie er durchaus ernst meinte, die Stunde seiner Geburt, nämlich die mitternächtliche, gemacht habe. Er würde es also für eine direkte Fälschung der Tatsachen halten, wenn man behaupten wollte, er habe vor fünfundsiebzig Jahren das Licht des Tages erblickt, — ergo habe ihn gleich nach der Geburt die Nacht unter ihre Fittiche genommen. Es ist erklärlich, daß die häusliche Umgebung eines derartigen Nachtmenschen es nicht leicht hat, mit ihm fertig zu werden, weil der Anachronismus eine völlige Umkrempelung der Verhältnisse bedingt. Als die Märtyrerin Numero eins, eine alleinstehende, würdige Dame, nach dreijähriger Ausdauer das Zeitliche gesegnet hatte (leider mußte sie am Tage begraben werden, was ihr Mieter geradezu als einen störenden Eingriff in sein Lebensprogramm betrachtete), sah sich Butterteich genötigt, seinen Wigwam wo anders aufzuschlagen. Kaum hatte er, es war im Winter, am frühen Abend, seine schweren Koffer und Kisten zu der verwitweten Frau Bergwerksingenieur Gnadenast, bei der er die drei möblierten Vorderzimmer gemietet hatte, transportieren lassen, als auch schon der Konflikt begann.

„Ich bitte um den Morgenkaffee,“ sagte er zum Mädchen, das sein Aingeln herbeigerufen hatte.

Die breitgesichtige Bonnerin glaubte ihn nicht richtig verstanden zu haben. Lebensfalls zog sie es vor, nicht erst zu fragen, sondern die Lösung des Rätsels ihrer Herrin zu überlassen. Frau Bergwerksingenieur, eine noch gut aussehende, etwas stark von sich eingenommene Dame, trat in die Erscheinung. „Der Herr wünscht über den Morgenkaffee zu sprechen?“ — „Im Gegenteil, meine Verehrteste, — ich möchte ihn gern haben. Es ist bereits sieben Uhr morgens.“ Frau Gnadenast fuhr ein wenig zurück. „Der Herr wollten wohl „abends“ sagen.“ — „Nein, nein, verehrte Frau Doktor, morgens, morgens. Für mich ist es erst morgens. In diese Zeiteinteilung werden Sie sich gewöhnen müssen, es ist übrigens heute ausnahmsweise spät geworden. Sonst bin ich ein Frühaufsteher. Ja.“

Frau Gnadenast glaubte, daß er seinen Scherz mit ihr treibe, und so sagte sie entgegenkommend: „O, das tut nichts. Meine Tochter muß auch schon sehr früh heraus, Sie brauchen also nur zu bestellen. Der Kaffee wird Ihnen auf die Minute vorgefetzt.“

Es lag nur zu nahe, daß Otto Butterteich, der in seines eigenen Zeitrechnung lebte, das falsch aufnahm: „So so. Ihre Fräulein Tochter geht nachts ihrer Beschäftigung nach?“ äußerte er sich lebhaft. „Das interessiert mich sehr. Was treibt sie denn? Was für einen Dienst hat sie? Tanzt sie? Ist sie Kassiererin? Vielleicht Büfettdame?“ — „Aber erlauben Sie mal!“ unterbrach ihn die Frau Bergwerksingenieur ganz entrückt. Otto Butterteich, mit seinem Verstande vorübergehend an das Tageslicht gerückt, bat um Verzeihung, als er erfuhr, daß Fräulein Lucie Gnadenast schon morgens früh um sieben Uhr — nach richtiger Zeit — von Hause fort müsse, da sie einen weiten Weg habe bis zu dem Fabrikantentor, wo sie Korrespondentin in Englisch und Französisch sei.

„Da haben wir ja einen ganz verrückten Menschen bekommen,“ sagte Frau Gnadenast ein paar Tage später gegen Abend zu ihrer Tochter, die hinten im Wohnzimmer vor dem Aufbaumturm stand, ihren Sammethut, an dem sie Aenderung vorgenommen hatte, ausprobierte und dabei ihre kranke Figur unwillkürlich reden mußte. Draußen in der Fabrik hatte man englische Tischzeit, und so kam Lucie gewöhnlich gegen 6 Uhr nach Hause.

„Das sind noch nicht die schlechtesten, Mama,“ gab sie zurück, ohne den Anblick ihres gesunden Spiegelbildes zu unterbrechen. „Die schlimmsten sind die dösen, die wie die Hammel durchs Leben trotten. Was macht er denn so verrücktes, wie?“

„Die Nacht zum Tage.“

„Weiter nichts?“

„Na hör mal, das ist doch gerade genug. Ein Bummelant erster Güte. Vor sechs Uhr morgens kommt er selten nach Hause. Dann schläft er, nachmittags um sechs Uhr trinkt er seinen Morgenkaffee und nimmt die übrigen Mahlzeiten ganz nach der Tageseinteilung ein. Auf das peinlichste, genau nach der Stunde. Er nennt sich mit Stolz Nachtmensch, er könne gar nicht mehr anders leben.“

„Das ist ja großartig,“ war Lucie lachend ein. „Wers so haben kann! Was muß der alles zu sehen kriegen. Ich wollte, ich könnte auch mal so eine Nacht durchdummeln. Das wäre doch wieder mal etwas anderes. Seit einem Jahr habe ich keinen Ball mehr mitgemacht. . . Papa machte das übrigens auch manchmal. Das sei notwendig, um den Geist wieder einmal aufzufrischen, meinte er.“

„Mal, aber doch nicht immer. . . Na, ich werde das vier Wochen mit ansehen und ihm dann einfach sagen, daß wir Tages-

menschen sind. Das wird er dann hoffentlich schon verstehen. Man will doch von seinen Vorderzimmern auch was haben. Heute ohne Beruf sind mir übrigens ein Greuel.“

„Im Gegenteil, — ich finde, daß man sich eines solchen Menschen erbarmen muß. Man müßte versuchen, ihn wieder zu einer geregelten Lebensführung zu bringen. Wenn ich nur wüßte, ob er es mir danken würde.“

Lucie zählte bereits fünfundsiebzig Jahre, sah aber frisch wie eine Fünzigjährige aus. Erfahrung hatte sie allerdings wie eine Dreißigjährige, die Ohren und Augen nicht umsonst offen hält, und die Furcht vor dem Ungeheuer Berlin längst verloren hat. Gestern abend, als Herr Butterteich bereits auf dem Wege war, sein Frühstück irgendwo einzunehmen, hatte sie sich seine Häuslichkeit vorne angesehen und dabei auch seine Photographien verschiedener Jahrgänge betrachtet. Der letzte Jahrgang interessierte sie natürlich am meisten. Gar kein alter Mann, das mußte sie sich sagen. Sie hatte sich einen verkränkten Kerl mit verauflöseten Augen vorgestellt, und sah nun einen Menschen mit offenem Gesicht und merkwürdig hübschen Augen, die ihr allerdings etwas aufgerissen vorlaken.

Etwas Neigung zum Fettnäsig schien ja vorhanden zu sein, das kam aber jedenfalls von dem vielen Eisen und vom Bier. So etwas ließ sich immer eher wegbringen als anbringen, und für die mageren Männer hatte sie nie etwas übrig gehabt. Ausschlaggebend waren der stotte Schnurbart unter der lähnpredenden Nase und das üppige gekräuselte Haar über der sorglos gebauten Stirn. „Herr Butterteich, Sie scheinen nicht ganz „ohne“ zu sein, Sie müßten eigentlich daran glauben“, sprach die gedankenvolle Lucie ganz bewußt vor sich hin. Der Name war allerdings nicht herausfordernd zum Kampfe, aber mit dem ihrigen konnte sie auch keinen Staat machen.

Die ersten vier Wochen belamten die beiden Damen ihren Mieter gar nicht zu sehen, was eine Folge der verschiedenen Lebensweise war. Wenn bei Gnadenasts die Sonne unterging, ging sie bei Butterteich auf. Eines Morgens, um sieben Uhr, als Lucie wie gewöhnlich fortging, begegnete sie auf der Treppe einem Herrn, dessen Gesicht ihr bekannt vorkam, obwohl er den Kragen des Pelzpelotets über die Ohren geschlagen hatte und den Fingerring etwas schief in die Stirn gerückt trug. Er schwankte bedenklich, und da er noch den freien Ton in der soeben verlassenen letzten Nacht-Bar in Gedanken hatte, so hielt er einen kleinen Klirr auf der stillen Treppe mit der ihm unbekanntenen Schönen für erlaubt, was er durch ein paar ganz feste Redensarten andeutete. Er fiel aber gründlich ab, indem er die Worte zu hören bekam: „Bitte sehr, Herr Sonnenfeind, — bringen Sie Ihre Belästigungen wo anders an.“

Diese Bezeichnung blieb auf Otto Butterteich sitzen, denn sie erschien ihm als eine unverdiente, obendrein ganz vertrauliche Kränkung. Er, der ausgesprochene Typ des Berliner Nachtmenschen, der während zehn Stunden im elektrischen Lichte förmlich schwamm und in den Volkshäusern manchmal tausend geschminkte Sonnen leuchten sah, sollte ein Feind des göttlichen Lichtes sein? Diese feste Feindin mußte er feststellen. Ganz gegen seine Gewohnheit legte er sich nicht gleich schlafen, sondern wusch sich die Augen mit kaltem Wasser, zündete sich eine frische Zigarre an und wartete das Erscheinen seiner verehrten Wirtin ab, die ihn erstaunt fragte, ob er schon ausgehen wolle. Worauf Herr Butterteich ganz entrückt erwiderte, daß es ja „Abend“ und er soeben erst nach Hause gekommen sei.

„Sie sind krank, mein Herr,“ sagte Frau Gnadenast ebenso ärgertlich als mutig. „Denn Sie leiden an einer fixen Idee. Wenn das so weitergeht, werden wir noch mondbüchtig, natürlich am Tage. Schon vorher sagte meine Tochter, ehe sie ging: „Es ist jetzt Abend und bald kommt der Sonnenfeind nach Hause.“

„Ei, ei, so eine hübsche Tochter haben Sie?“ Weiter sagte Butterteich nichts, denn er wußte Bescheid. Es war wohl bloß nicht Zufall, daß er Lucie des Morgens jetzt häufiger begegnete. Als das wieder einmal geschah, war er so verwegen, ihr seine Begleitung anzutragen. „Haben Sie noch nicht genug von dem nächtlichen Berlin?“ sprach sie ohne Zaudern. „Es gibt nichts mehr, es ist alles zu. Schämen Sie sich denn nicht? Sehen Sie sich nur einmal im Spiegel an, adieu.“ Otto Butterteich fand diese Behandlung unerhört. Der Mann mit vierzig Mark täglicher Verzehrung regte sich in ihm. So blieb er denn an ihrer Seite und schwor, sie in einem Auto bis zu der Fabrik zu fahren. „Ist noch so viel übrig gelieben?“ spottete Lucie. „Wenn Sie allein fahren wollen, pumpe ich Ihnen. Pui, Sie duften ja nach Alkohol. Wer wird Sie jemals heiraten.“

Das war der Gipfelpunkt für Butterteich. „Ich denke, Sie,“ stieß er grimmig hervor. — „Ja? Dann müssen Sie noch einmal geboren werden.“ Sie beschleunigte ihre Schritte. „So hören Sie doch, mein verehrtes Fräulein,“ sagte Butterteich ganz aufschüssig, „ich will mich ja auch schämen. Weshalb sind Sie keine Nachtmenschin? Dann würden Sie mich schon mehr schätzen lernen.“ Lucie lachte. „Ja, danke. Sie sind ein Unglücksbaum. Wenn Sie so fortwirtschaften mit Ihrer Gesundheit, sterben Sie bald.“ Butterteich höhnte. „Dann retten Sie mich doch. Das ist der festigste Wunsch meiner Mama, sie würde Sie segnen.“ Lucie lachte wieder. „Ich bin doch keine Heilanstalt für Trinker.“ Butterteich höhnte noch lauter, immer gleichen Schrittes mit ihr. „Sie verkennen mich total, ich amüsiere mich ja nur. Ich kann nicht mehr ins

Tageslicht blicken, das ist das Schreckliche. Ich führe eben das Leben eines besseren Nachtwächters. Kommen Sie einmal zwischen vier und fünf ins Café Bauer, meinewegen vom Ball, das ist doch nicht schlimm.“ Lucie war so gerannt, daß sie stehen blieb, um Atem zu schöpfen. „Essen Sie da immer Ihr Abendbrot frühmorgens? Es ist gut, ich werde dort Nacht-Kassiererin werden, ganz im Ernst. Dann können Sie sich dort gleich häuslich einrichten.“ „Dusch, war sie fort in die Elektrische.“

„Denken Sie nur, was in meine Tochter gefahren ist,“ sagte Frau Gnadenast am anderen Tage nachmittags, als Butterteich, ohne es zu merken, eine Stunde früher aufgestanden war. Der Wecker hatte nämlich um 5 Uhr bereits gerasselt, was ihm auch gar nicht aufgefallen war, da die Wanduhr dieselbe Zeit zeigte. „Sie will ihre Stellung kündigen, um Nacht-Kassiererin im Café Bauer zu werden, weil Sie es so gewünscht haben.“ Butterteich sah sie blöde an. „Zeh? Sie ist wohl toll geworden? Halten Sie sie um Himmels Willen davon ab. Ihre Tochter ist zu schön dazu.“ Er empfand schon eifersüchtige Regung, obgleich er bei sich dachte: Sie liebt mich, keine Frage. Was mußte er für ein Kerl sein, daß sie solch ein Opfer bringen wollte!

„Dat er was gemerkt mit dem Wecker, Emilte?“ fragte Lucie das Mädchen noch am selben Abend. „Nicht? Dann ist's gut. Morgen früh machen Sie das wieder so. Sobald er schläft, schleichen Sie sich hinein. Immer nur eine Stunde zurück, damit er sich daran gewöhnt. Und vergessen Sie nur nicht beim Regulator daselbe — Den Herrn werden wir schon kriegen.“ Sie hatte gelesen, daß man Trunkenbolden immer kleinere Schnapsflaschen gab, ohne daß sie es merken, und so hoffte sie, auf ähnliche Weise den Nachtmenschen wieder ans Tageslicht zu gewöhnen. Diese Erziehungsmethode half, denn sobald Otto Butterteich einmal munter war und sich die Augen gerieben hatte, glaubte er etwas von seinem „Tage“ zu versäumen, wenn er sich nicht raich zum „Morgenkaffee“ rühte. Selbst als er den „Irrtum“, den er sich selbst zuschrieb, entdeckte, wunderte er sich, wie ausgeschlafen er eigentlich war. Da er auf diese Art seine nächtliche Fahrt früher begann, so war es auch erklärlich, daß er früher ermüdet und auch zeitiger als sonst nach Hause kam.

Als er nach acht Tagen, gleich nach dem Aufstehen, die dichten Vorhänge auseinander streifte und helles Sonnenlicht auf der Straße erblickte, wurde er doch etwas stutzig, obgleich es nahe lag, daß er zunächst an die Mitternachtsstunde dachte. Aber die gab es doch in Berlin nicht. Sämtliche Uhren zeigten auf zwölf. Er faßte sich an seinen Kopf, der übrigens ziemlich klar war. So im Tran konnte er doch nicht gewesen sein, daß er diesmal den Wecker auf Mittag (den richtiggehenden) gestellt haben konnte. Dieses geistliche Eingreifen in sein streng geregeltes Dasein mußte aufgeklärt werden. Da es Sonntag war, so machte er raich sorgfältig Toilette, um die Damen Gnadenast würdevoll vor Gericht zu empfangen.

„Wollen Sie Schlittschuhlaufen gehen, Herr Butterteich?“ fragte Lucie lech. „Sehen Sie doch nur diesen herrlichen Wintertag.“ Und sie drehte das elektrische Licht aus und zog die Fenstervorhänge im Salon weit auseinander, daß das weiße Licht breit hereinstrahlte. „Und wie frisch und munter Sie aussehen, wie neu geboren. Es freut mich, Sie gerettet zu haben. Ist das Leben am Tage nicht viel schöner?“

Otto Butterteich sah ein, daß er hier einem stärkeren Geiste unterlegen war, nämlich der Klugheit eines intelligenten Weibes. Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als seiner Mama den Gefallen zu tun, und zu heiraten.

„Dann darf ich die Damen wohl bitten, mit mir zusammen bei Kempinski zu Mittag zu speisen, damit wir dieses Wunder würdig feiern,“ sagte er kurz entschlossen.

„Am Tage“, betonte Lucie und sah ihn dabei ganz verwirrend an.

„Natürlich, ich muß Ihnen doch einmal gründlich in die Augen schauen können.“

Frau verwitwete Ingenieur hatte so die Empfindung, als müsse sie die beiden jetzt allein lassen. Und das tat sie auch. Gott sei dank war es heller lichter Tag. Wie raich sich doch diese modernen Menschen fanden, ohne viel Ansehen und ewige Schwärze. Hübsch praktisch und vernünftig. Es war eine ganz verdrehte Zeit, — das hatte die aufgeweckte Lucie soeben auch mit den Uhren bewiesen.

Vermischtes.

kl. Der neue Put der Schauspielerin. 60 000 Mark ist die runde Summe, die Fräulein Verty, die reizende Pariser Diva, jährlich für ihre Plüte ausgibt. Zu dieser Summe gelangt man durch eine einfache Rechnung. Man vervielfacht nämlich den Preis eines Putes, den eine Schauspielerin, die etwas Selbstachtung hat, tragen kann, sagen wir 160 Mk., mit der Zahl der Tage im Jahre. Denn Fräulein Verty hat einen neuen Put für jeden Tag, den Gott werden läßt. „Was für einen entzückenden Put Sie aufhaben,“ sagte ein galanter Verehrer eines Abends zu der Schauspielerin. Aber Fräulein Verty antwortete verächtlich:

„Was? Dieses alte Ding? Der ist ja längst aus der Mode. Den habe ich ja schon heute morgen getragen, und jetzt ist es 6 Uhr abends!“

* Schmeichelhafter Vergleich. Madame: „Mit dieser Ganz bin ich gründlich angeführt worden; die ist alt und sähe und sah so frisch und jung aus.“ — Köchin (die der Madame gerne Schmeicheleien sagt): „D, Madame, auf das Keuzere kann man nicht immer gehen! . . . Sie sehen auch bedeutend jünger aus, wie Sie in Wirklichkeit sind.“

* Heimweh. „Nu, Willem, was machst du für 'n Gesicht, wie wenn es ans Sterben ginge?“ — „Ach, Lujust, ich sage dir, mich freut gar nichts mehr, ich glaube, ich muß mich wieder einmal einsperren lassen.“

* In der Kunstausstellung. Er: „Ich möchte wohl wissen, was dieses Gemälde bedeuten soll! Der Jüngling und das Mädchen scheinen einander etwas Hübsches zu erzählen.“ — Sie: „D, siehst du denn nicht? Er hat sie gerade gebeten, ihn zu heiraten, und sie nimmt seinen Antrag an.“ — Er: „Ach! Wie passend ist der Titel!“ — Sie: „Wo denn? Ich sehe ihn nicht.“ — Er: „Nun, die Karte da unten mit dem Worte „Verkauft“.“

* Ein teures Geschenk. „Sieh doch, Mädchen, das schöne Schlummerkissen, das ich da für 98 Bg. im Ausverkauf erstanden habe! Gefällt es dir nicht?“ — „Ausgeschmeißet, liebe Frau! Nur solltest du eine weitere Füllung hineinstopfen und einen anderen Ueberzug drüber machen!“

* Schnell um gestimmt. Gatte: „Das Gulasch kann kein Mensch essen, so verpfeffert ist es!“ — Frau: „Nun, desto besser schmeckt's Bier nachher — willst du nicht heute mal wieder in deine Stammkneipe gehen?“ — Gatte (besänftigt): „Wenn du erlaubst, recht gern — das Gulasch schmeckt übrigens vorzüglich!“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Zur Studentensprache. Jugend hat keine Tugend, und sie erlaubt sich auch in sprachlichen Dingen manche — man verzeihe das harte Wort! — Torheit. Die neueste Untugend der Studenten ist die, den Studenten — oder vielmehr den stud. an den Nagel zu hängen und sich nur noch jur. Müller, theol. Schulte, phil. Weber, med. Schreiner zu nennen. Dat's der Schöpfer des „Ober“ ihnen angetan, der den Obersteller aus Sparsamkeitsgründen halbierete? Meinen auch sie, man müsse den „alten Herrn“ die Häuser sparen, indem man ein paar Buchstaben weniger drucken läßt, als bisher? Ach, was ich mir dafür koole! Anderswo geht's doch zu Tür und Fenster hinaus. — Nein, nur eine Mode ist's, die aber natürlich wie alle Moden bald Schute machen wird. Unter juris Müller und philosophiae Weber kann man sich aber wirklich nichts Rechtes vorstellen. — Und wie halten die Studenten andererseits am althergebrachten Amtsddeutsch fest! Wie merkt man in ihren Todesanzeigen und Einladungen noch immer die Verhaftung des großen Papierebens, des Kanzleigewaltigen! „Unterfertigte erfüllt hiermit die traurige Pflicht“ — so beginnt jede Todesanzeige. Selbst unsere österreichischen Brüder werden gern zugeben, daß das bei ihnen noch weit verbreitete „der Unterfertigte“ kein schönes Deutsch ist; im Reiche kommt es wohl sonst kaum noch vor, nur bei den Studenten. Und jede Anzeige geht weiter: „. . . von dem am . . . erfolgten Ableben . . . getrieben in Kenntnis zu setzen.“ Wie ein Abklatich einer Anzeige vor 100 Jahren! Wie labend ist's da, unter den Anzeigen so eine frische Geburtsanzeige zu lesen im Geist der Gegenwart: „Heute kam ein Junge an. Dankbar froh zeigen wir's an.“ — Auch die Einladungen der studentischen Verbindungen sind so zopfig. „Zu ihrem am . . . stattfindendem Stiftungsfeste . . .“ Wer denkt bei diesem Tonfall nicht an Geller's „Tetem!“ (verhärtete Gemüte)! Welche Verbindung macht den Anfang, beherzt und frisch alte Köpfe abzuschneiden?

Wülfing und Reinhardt (Jena).

Kryptogramm.

Mein Vetter ist ein Dilettant,
Er nimmt die Geige gern zur Hand;
Selbst Orgel spielt er gar nicht selten
Und möchte gern als Künstler gelten.
Doch fehlt ihm jegliche Bravour:
Ein Tonkunst-Wigert ist er nur,
Ihm fehlt die Seele, das Genie. —
So lernt ihr meinen Vetter kennen.
Wer kann mir seinen Namen nennen?

Auflösung in nächster Nummer

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

K R E T A
R E N I
E N G
T I
A